

Liebe Leserinnen und Leser

Geschwisterbeziehungen können wie Flugzeug-Landebahnen sein, schreiben Geoffrey L. Greif und Michael E. Woolley in ihrem Buch *Adult Sibling Relationships*. „Sie sind immer da, aber bei stürmischem Wetter ohne Hilfe manchmal schwer zu finden.“

Mit Geschwistern teilen wir zentrale Kindheitserlebnisse, sie sind Vertraute, Rivalen – und die längste Beziehung unseres Lebens. Wenn wir das Elternhaus verlassen und uns ein selbständiges Leben aufbauen, wird diese Beziehung oft lockerer. In späteren Jahren kann sich dann wieder ein engeres Verhältnis entwickeln, das von dem gemeinsam Erlebten zehrt und doch auf einer neuen, erwachsenen Grundlage steht.

Sehr viele verschiedene Faktoren beeinflussen dabei, wie wir als Brüder und Schwestern zueinander stehen: wie unsere Eltern uns behandelt haben, wie viele Geschwister wir sind, wie viele Jahre zwischen uns liegen (siehe unsere Titelgeschichte ab Seite 18). Aber auch, so schreiben die beiden US-Forscher Greif und Woolley, in welche Zeit, in welche Moralvorstellungen wir hineingeboren wurden. Geoffrey L. Greif ist Professor an der *University of Maryland* und Jahrgang 1943. Er hat einen älteren Bruder und eine ältere Schwester. Er erzählt mir, dass er bei seinen Geschwistern beobachtet hat, wie traditionelle Vorstellungen von Geschlechterrollen bei der Pflege ihrer Mutter zum Tragen kamen: Während seine Schwester im gleichen Haus lebte wie die Mutter und jeden Tag nach ihr schaute, nahm sich der Bruder der Finanzen an und verantwortete den Nachlass. Heute, so Greif, seien die Erwartungen an Geschlechterrollen andere und die Rollen, die Jungen und Mädchen, Brüder und Schwestern in ihren Familien einnehmen, fließender.

Er selbst, erzählt Greif, hat ein sehr enges, liebevolles Verhältnis zu seinen beiden älteren Geschwistern. Dennoch lautet die zentrale Erkenntnis seiner Forschung: „Wir sollten nicht erwarten, dass die Beziehung zu unseren Geschwistern fantastisch eng sein muss.“ Es handle sich um sehr, sehr komplizierte lebenslange Beziehungen. Und die dürften auch geprägt sein von gemischten Gefühlen. Wir brauchen uns nicht unter den Zwang zu setzen, immer ein Herz und eine Seele zu sein.

Das anzuerkennen nimmt den Druck und kann helfen, die Landebahn hin und wieder leichter zu finden.

Herzlichst



Dorothea Siegle, Chefredakteurin